

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Oliver Uschmann / Sylvia Witt
Erdenrund

Hartmut und ich auf Weltreise

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Was bisher geschah ...

2005 gründeten mein bester Freund *Hartmut und ich* eine WG. Es heißt, Gegensätze ziehen sich an. Hartmut studierte Philosophie und wollte jeden Tag die Welt aus den Angeln heben. Einmal sabotierte er Strom und Wasser im ganzen Viertel, um die Menschen durch Not zu vereinen. Ich ging als Packer am Fließband von UPS malochen und genoss meine Freizeit zwischen Badewanne, Sofa und Playstation. Bier war immer vorrätig, und gegenüber unserem heruntergekommenen Haus in Wiemelhausen lag Bochums beste Pommesbude.

Eines Tages trat Susanne in Hartmuts Leben, eine herzliche Praktikerin, die für alles Lösungen hatte. Zu viele für Hartmut. Er warf sie raus und wurde unglücklich. Ein paar Freunde und ich holten sie zurück, denn wir wussten, dass die beiden zusammengehören. Ich selbst verliebte mich einige Zeit später in Caterina, eine rothaarige Künstlerin mit grünen Augen. Sie war Klientin in Hartmuts »Institut zur Dequalifikation«, in dem wir arbeitslose Akademiker für das praktische Leben fit machten. Nebenbei verteidigten wir das Haus gegen das Bauamt. Wir zwei Paare waren *voll beschäftigt* und bildeten mitsamt Kater Yannick und Schildkröte Irmtraut fortan eine Familie. Die beste, die wir alle jemals hatten.

Unser Heim fiel seinem Alter sowie einem fehlgeleiteten LKW zum Opfer, und Hartmut erwarb ein Fachwerkhaus in Hohenlohe blind im Internet. Was wir in der schwäbischen Provinz erlebten, fühlt sich bis heute wie ein Traum an. Wir irrten barfuß mit *Wandelgermanen* durch die Tannen, nahmen an Wehrsportgefechten teil und ließen die Leiche aus Fachwerk durch einen Restaurateur ohne Telefon und

Adresse wiederbeleben, der nur dann erscheint, wenn die Bewohner bereit sind. Nach dieser aufreibenden Zeit lebten wir aus dem Koffer in Motels an Rasthöfen, auf denen Caterina die Wanderausstellung »Kunstpause« veranstaltete, während Hartmut auf Quittungen und Servietten das »Manifest für die Unvollkommenheit« zusammenackerte, darin den sinnfreien Daseinzustand des *Murp* erfand und im längsten Stau der deutschen Geschichte die Anarchie ausrief.

Die Steuerfahndung nahm uns alles, und wir gingen nach Berlin, weil dort angeblich die Jobs auf der Straße liegen. Nach Wochen in einer verrückt gewordenen Werbeagentur gründeten wir unsere eigene Firma MyTaxi, und Susanne wurde überraschend schwanger. Wir hatten es geschafft, gegen alle Widerstände – eine Wahlfamilie mit Unternehmen und bald sogar mit Nachwuchs! Doch Berlin entpuppte sich immer mehr als *Feindesland* mit Bedrohungen von unten wie von oben; von der Mafia auf der Straße und der Mafia in der Politik. Während die Gangs auf den Bürgersteigen aus ihren Absichten keinen Hehl machten, flocht die Regierung mit Hilfe des neuen, experimentellen »Moralministeriums« immer engmaschigere Gesetze zur Verbesserung der Welt. Der politische Wahn kostete Susannes und Hartmuts ungeborener Tochter Lisa bei einem Unfall anlässlich einer fehlgeleiteten Verkehrskontrolle das Leben. Dieser Verlust verwandelte unsere Familie in vier hilflose Zombies, die nur noch funktionierten und sich jeden Tag gegenseitig Vorwürfe machten. Hartmut, Susanne, Caterina und ich verließen Berlin in verschiedene Richtungen, um eine Zeitlang voneinander Pause zu machen und das traumatische Ende unserer Zukunft zu verarbeiten.

Die Wege, die wir dabei wählen, sind sehr verschieden ... und die Möglichkeiten, uns zu begleiten, äußerst vielfältig.

Heilung hat viele Gesichter.

Heilung braucht Geduld.

Wir haben die Zeit, sie uns zu nehmen.

Inhaltsverzeichnis

Die Einsamkeit	11
Der Kölsche Klüngel	28
Das Versteck	45
Das Meisterwerk	55
The Sorrow	69
Die Spülwassersammlung	87
Peperoni im Ohr	104
Die Farbenkleckser	121
Die Pension	139
Himmel un Ääd met Flönz	151
Das Babybecken	165
Frieden durch Farbe	179
Weltmusik	192
Dreckelige Schwaadschnüss	211
Nestors Nickhaut	227
Die Ziege	245
Der Pfropf	264
Sendemast zu Gott	277

Kois werten nicht	298
Die besetzte Frau	315
Die Schuld	334
Buh-Buk!	345
Wannenunterhaltung	358
Das Skorpionnest	372
Die Durian	388
Real Life Assistance	400
Der blaue Steg	414
Großer Pirat	425
Der Haka am Marae	446
Würdeloser Winseler	460
Die Festivalsynapse	466
Das Frauenzimmer	476
Der Kiwi	489
Nase im Ohr	506
Kriegsgebiet	518
Die Treuzeit	526
Epilog	547

Die Einsamkeit

14.–15.03.2011

52° 30' 5.42" N, 13° 16' 35.64" E

Mein Wunsch ist es, zu verschwinden. So, wie Lisa verschwunden ist, bevor sie überhaupt geboren wurde. Seit Monaten verstecke ich mich in diesem Zimmer. Ich habe es nicht einmal ganz rausgeschafft aus Berlin. Ich habe es versucht, aber bei jedem Meter, den ich fahre, stelle ich mir vor, wie es wäre, einfach das Steuer herumzureißen. Ich dachte, das hört irgendwann auf, aber das ist ein Irrtum.

An den Weihnachtsfeiertagen wollte meine Mutter, dass ich in meine Heimatstadt komme. Ich erklärte ihr, dass ich nicht *kann*, mir also im wahrsten Sinne des Wortes die Fähigkeit fehlt, mich von hier fortzubewegen. Sie verstand es nicht.

»Du sagst mir nicht mal, wo du bist«, klagte sie und sagte, was alle sagen, wenn jemand stirbt: »Das hätte die Kleine nicht gewollt.«

Ach nein?

Hätte Lisa gewollt, dass ich auf den Tischen tanze? Hätte sie gewollt, dass ich rausgehe und mitfeiere, als die Fußball-WM stattfand? Dass ich die Vereinbarung breche und meine WG-Familie, meine *wahre* Familie, ausgerechnet an Heiligabend wiedersehe, wenn die Nerven ohnehin blank liegen? Damit wir uns wieder gegenseitig Vorwürfe machen? Hauptsache, Chris Rea singt »Driving Home For Christmas«? Das kann mir doch keiner erzählen.

Eines aber weiß ich sicher: Lisa hätte nicht gewollt, dass ich mich umbringe. Sie kennt den Tod schon jetzt. Sie hatte keine Wahl. Sich freiwillig in dieses Dunkel zu stürzen wäre das Mieseste, was man ihr antun könnte. Fahre ich allerdings weiter, reiße ich wirklich

irgendwann das Steuer rum. Also bleibe ich. Woche um Woche. Den Herbst. Den Winter. Jetzt brechen draußen die ersten Krokusse aus den Grünstreifen. Verfluchte Grünstreifen.

»Sie wohnen seit Monaten hier und haben noch nie das Rührei probiert«, klagt die Chefin und zeigt auf meine Schüssel mit pappigem Müsli. Der Speisesaal des Motels an der Avus liegt im früheren Zielrichterturm. Frühstücksraum am Morgen, Restaurant am Abend. Kreisrund und dunkel. Ich schaue aus dem Fenster auf die Stadtautobahn, die zwischen Funkturm und Nikolassee einst eine Rennstrecke war. In Massen schiebt sie die Blechlawine aus der Stadt hinaus und in die Stadt hinein, wie ein Fließband aus Asphalt.

»Was für ein Mann geht über zweihundert Tage lang jeden Morgen am Rührei vorbei? Gucken Sie hier, es ist sogar krosser Schinken in der Wanne.« Die Chefin hebt den Deckel. Heißes Kondenswasser tropft hinab. Tische bilden Buchten mit Sitzbänken. Die Gäste, die abends freiwillig kommen, hängen ihre Jacken an dunkelgrüne Säulen mit Kleiderhaken, einigen sich darauf, wer innen sitzt, seufzen schwer, stützen ihre Hände auf die Tischplatte und schieben sich in die Bank. Die Säulen mit den Haken biegen sich auf Kopfhöhe nach außen. Hängte man einen Mann am Kragen seiner Jacke daran auf, würde er mit fünfzig Zentimeter Abstand zur Säule baumeln.

»Das ist Bio-Schinken! Ich wollte es nur mal gesagt haben!« Die Chefin schließt den Deckel.

In die Tische sind Collagen aus alten Zeitungsartikeln über die Rennen eingelassen. Sie liegen unter Glasplatten, genau wie unsere Urlaubsfotos damals im runden Wohnzimmertisch der WG. Im Treppenhaus ist ein klassisches Plakat direkt auf die Wand gemalt. *AVD AVUS Rennen. Großer Preis von Berlin 1958*. Zwei alte Silberpfeile mit Piloten, die Schutzbrillen und Ledermützen tragen. Unter dem Bild sitzen künstliche Pflanzen in einem Betonbeet aus braunroten Fliesen. Ich denke an uralte Rennspiele, die modern aussahen, als sie erschienen sind. Spielt man sie zehn Jahre später erneut, wirken sie ge-

nau wie dieser Flur: Die Erinnerung an sie glänzt in tausend Farben, aber heute sieht man nur noch unförmige Pixelklumpen.

»Ich könnte es mir auch einfach machen!«, sagt die Chefin nach einem Abstecher an die Rezeption und Bar nebenan. Sie knetet ein Spültuch. »Ich könnte den Schinken bei der Metro kaufen. In 10-Kilo-Brocken. Analogschinken. So. Und was mache ich? Ich bestelle ihn beim Brandenburger Bio-Bauern!«

Auf der Ebene zwischen dem Eingang zum Restaurant und dem ersten Stock mit Zimmern gibt es eine Sitzecke mit ledergepolsterten Holzbänken. Man kann von hier aus auf das Betonbeet hinabsehen. Die Sitzecke stellt das dar, was in einem richtigen Hotel das Foyer wäre. Ein Raum, um sich außerhalb des eigenen Zimmers aufzuhalten und gemütlich die Zeitung zu lesen. Das *soll* diese Ecke sein, aber das *ist* sie nicht. Niemand kann hier sitzen und auch nur einen Satz lesen, ohne vom Unbehagen des Raumes erwürgt zu werden. Es surrt zwischen den Etagen. Ein durchdringendes, Migräne erzeugendes, elektrisches Foltergeräusch. Gäste, die einen Prospekt aus dem Touristikständer ziehen, oder LKW-Fahrer, die ihren kleinen Koffer die Treppe hinauftragen, sehen mich verwirrt an, wenn ich auf dem alten Leder inmitten des Surrens sitze. Ihre Blicke beweisen, was für einen Nicht-Ort diese Bank darstellt. Entweder ist man auf seinem Zimmer oder in der Bar, wenn man geistig gesund ist, aber doch nicht hier, in der Sitzecke im Treppenhaus.

»Bio!«, schimpft die Chefin, nimmt einen krossen Schinkenstreifen zwischen Zeigefinger und Daumen und beißt demonstrativ davon ab.

Der andere Nicht-Ort, an dem ich meine Zeit verbringe, ist die verrottete alte Tribüne schräg gegenüber, auf der sich die Zuschauer früher die Rennen angesehen haben. Sie wurde 1937 gebaut und steht seit zwölf Jahren leer. Sie war mir immer schon aufgefallen, wenn ich nach Berlin fuhr. Eine verfallene Tribüne am Rande einer Autobahn. Dieses Bild bescherte mir jedes Mal einen Schauer auf dem Rücken, ähnlich wie stillgelegte Schwimmbäder mit trockenen Becken. Bei

alten Burgen oder Schlössern ist das nicht so. Die bekommen einen Tresen mit Museumskasse. Sie leben neu auf, und die Vergangenheit in ihnen wird zu einer Attraktion der Gegenwart. Bauwerke wie die Avus-Tribüne aber, die niemand zum Museum macht, die aber auch nicht abgerissen werden, weil sie denkmalgeschützt sind, halten die Vergangenheit fest wie eine vertrocknete, staubige Leiche, die dich anstarrt. Ich habe mir nie vorstellen können, diese Leiche aus Holz und Beton zu betreten. Dieser Nicht-Ort würde sofort meine Seele auflösen, dachte ich, und daher ist er heute genau richtig für mich. Noch besser als die surrende Sitzecke im Treppenhause.

Jeden Tag, wenn es dunkel wird, verlasse ich das Hotel, schleiche über den Parkplatz und nehme den langen Weg außen rum über die Halenseestraße und den Messedamm. Die Rückseite der Tribüne liegt gegenüber dem Messegelände, Einfahrt Tor 9. Ein Stück weiter wartet kahler Baugrund auf neues Geschäftsleben. In der Tiefe dahinter leuchten die Flutlichter des Mommsenstadions. Die S-Bahn rattert zur Station Messe-Süd/Eichkamp. Autobahnspuren führen nach Wedding, Hamburg und Dresden. Über allem ragt der hohe Funkturm auf, der mich beobachtet, wo immer ich stehe. Er ruft mir zu: »Sieh hin, hier ist überall Leben! Verkehr, Messe, Sport. Du bist mitten im Leben!«

Das ist es ja gerade. Ich bin wie diese alte Tribüne. Umrauscht von Leben und gleichzeitig allein und verrottet. Der Bürgersteig führt unter der Tribünenschräge zwischen den Säulen und der Wand mit den ehemaligen Eingangstüren entlang. Die Kassenfenster wurden zugemauert. Auf orangenen Streifen sind 18 Nummern aufgemalt.

»Was soll das jetzt werden?«, fragte mich der Funkturm, der mich als Einziger in der Nacht gesehen hat, als ich mit dem Bolzenschneider den Stacheldraht aufknipste, der an den Seitenflanken der Tribüne den Zutritt verhindern soll. Den Bolzenschneider, ein paar Schutzhandschuhe aus Kettengliedern und einen Müllgreifer zu besorgen war der einzige Grund, aus dem ich dieses Viertel bislang verlassen habe. Jeden Morgen um halb fünf, wenn ich die Tribüne wieder

verlasse, hebe ich den Bauzaun in seine Fassung zurück, packe den Stacheldraht mit dem Müllgreifer und drapiere ihn so, dass man auf den ersten Blick nicht erkennen kann, dass er durchgeschnitten ist. Das reicht, denn hier schaut sowieso keiner zweimal hin. Arbeiter der Firma, die hier irgendwann mal zwei Baugerüste hineingezwängt hat, zeigen sich nicht. Die Polizei ignoriert die Tribüne, weil sie niemanden dort erwartet. Der Denkmalschutz räumt nicht mal den Müll weg, der sich auf dem Grün neben den Mauern sammelt.

»Du hast doch einen sitzen! Ein Fliewatüüt im Hirn!«, schimpft der Funkturm. Bin ich einmal in der Tribüne, laufe ich auf dem schmalen Gang vor den Sitzreihen bis zur Mitte, wo Stufen auf die erste Ebene führen. Langsam schreite ich in die elfte Reihe hoch, fröstelnd im stockdunklen Magen des Monsters. Das ist mein Ritual. Jede Nacht. Ein Nicht-Ort als Heimat nach einem Un-Fall. So haben sie es doch genannt, was mit Lisa passiert ist und was uns alle auseinandergerissen hat. Ein Fall, der eigentlich gar nicht sein kann. Das Leben geht weiter, sagt man. Das stimmt, aber es ist ein Un-Leben, tot wie diese Tribüne. Auf dem fauligen Holz beobachte ich die Autos in der Nacht unten auf der Bahn. Schräg gegenüber wartet um 5.30 Uhr das Frühstück auf mich. »Ich kaufe bald kein fades Müsli mehr, das sage ich Ihnen. Dann müssen Sie das Rührei und den Bio-Schinken probieren!« Nach dem Müsli gehe ich ins Zimmer und sperre den Tag aus. Ich bin der Geist der Tribüne. So soll es sein.

Das Geld für die Miete nehme ich aus meinen Anteilen an unserer Taxifirma, die ein junger Investor gekauft hat und für die Mario heute noch fährt, während Jochen in der Retro-WG sein zweites Buch über B-Filme schreibt. Es hat weh getan, sich von Yannick zu trennen, aber ich weiß, dass mein Kater in guten Händen ist. Vor knapp zwei Jahren waren wir alle gemeinsam freiwillig in Motels unterwegs, auf Tournee mit Caterinas Wanderausstellung. Ich hätte damals sofort Licht ins Zimmer gelassen und die Playstation an den Fernseher angeschlossen. Heute ziehe ich die Vorhänge zu und lasse den Scartanschluss unberührt.